

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 15 (1929)
Heft: 11

Artikel: Ethische Bedenken gegen den Erlebnisaufsatz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-527728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

konserвативen und демократischen Reформen — besonders im Kanton Luzern — seit 1840, findet der Verfasser kein Wort. Eine offensichtliche Entstellung ist es, wenn bei den Ursachen des Sonderbundskrieges gesagt wird: „Die Jesuiten säten überall zwischen den Katholiken und den Reformierten Hass und Zwietracht.“ Weitere Erklärungen in diesem Sinne sollen durch den Lehrer offenbar auf die beigefügte Frage gegeben werden: „Warum dürfen in der Schweiz die Jesuiten weder als Lehrer noch als Geistliche tätig sein?“ Es entspricht ferner durchaus der freisinnigen Tendenz solchen staatsbürgerlichen Unterrichts, wenn die liberalen Verfassungen seit 1848 ohne jede Einschränkung als „freiheitlich“ gerühmt werden. — Vom Kulturtamper vernimmt der Schüler in der Darstellung Hubers nichts; dagegen wird ihm die Bundesverfassung von 1874 als ein „Bersöhnungswerk“ gepriesen, „das entschiedenen Fortschritt mit kluger Mäßigung vereinte.“ Wie läßt sich eine solche Darstellung mit der Feststellung des protestantischen Geschichtsforschers Ed. Fuetter („Die Schweiz seit 1848“, S. 127) vereinbaren: „Noch lange hielt das Gefühl an, daß die freisinnige Partei ihren Erfolg nur einer verräterischen Handlung zu verdanken gehabt habe: sie habe die Zustimmung der welschen Föderalisten mit einseitig gegen die katholische Schweiz gerichteten Bestimmungen erkaufst, und diese hätten ihre ehemaligen Bundesgenossen schmälich im Stiche gelassen.“ Über die Religionsartikel schreibt Huber: „Der Bund erhielt mehr Gewalt in Kirchensachen. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde weiterherziger gefaßt und das Kirchliche und Weltliche schärfer auseinander geschieden . . .“ Fuetter aber urteilt (S. 123): „Die darauf folgenden Eingriffe des Staates in die Angelegenheiten der Kirche wurden vielfach auch von josephinischen Katholiken als plump und gewalttätig empfunden . . .“

Weniger deutlich äußert sich die freisinnige Tendenz im verfassungskundlichen Abschnitt. Gegen die Empfehlung „fortschrittlicher Bestrebungen“ und „fortschrittlich gesinnter Männer“

„wäre z. B. nichts einzuwenden, wenn dieses „fortschrittlich“ im geschichtlichen Teile nicht mit „freisinnig“ identifiziert worden wäre. Die Armenfürsorge des modernen Wohlfahrtsstaates — „eine der schönsten Blüten der heutigen humanen Bildung und Gesittung“ — röhmt Huber mit den Worten: „Nicht mehr wie früher werden die Armen und die bedürftigen Kranken trostlos dem Elend preisgegeben . . .“ Gerechterweise müßte doch auch ein Satz über die jahrhundertealte kirchliche und private Wohltätigkeit beigefügt werden.

Trotz diesen grundsätzlichen Auszeichnungen muß aber anerkannt werden, daß das Lehrmittel Hubers seine methodischen Vorzüge hat. Es gibt einen klaren Überblick über die Schweizergeographie und Volkswirtschaft. Die politischen Geschehnisse der Schweizergeschichte werden knapp erzählt, wobei allerdings dem kulturhistorischen Moment und der Erkenntnis von Ursachen und Folgen, also des Entwicklungsganges, mehr Aufmerksamkeit zu schenken und manches mehr aus der betreffenden Zeit, statt aus der Gegenwart heraus zu beurteilen wäre. Die Verfassungskunde baut die staatsbürgerlichen Kenntnisse aus der Darstellung des Vereinslebens, der Gemeinde-, Kantons- und Bundesorganisation auf. Die jedem Kapitel der Geographie, Geschichte und Verfassungskunde beigegebenen Fragen regen im Sinne des Arbeitsprinzips zur gedanklichen Verarbeitung, zur praktischen Anwendung und damit zur Selbstständigkeit des Schülers an. Über die Auswahl dieser Fragen und die Diskussionsthemen in der Verfassungskunde ließe sich freilich da und dort diskutieren.

Jedenfalls wird der katholische Lehrer das Büchlein von Huber nur zur Ergänzung und methodischen Anregung seines Unterrichtes neben Lehrmitteln benützen, die dem katholischen Standpunkte gerecht werden: etwa der „Heimat-, Landes- und Staatskunde“ der beiden Luzerner Methodiker G. Schnyder und X. Jans, der „Staats- und Verfassungskunde“ von Ph. Etter, den Geschichtslehrmitteln von Dr. L. Suter, von J. Tropf und andern.

Dr. H. D.

Ethische Bedenken gegen den Erlebnisauffaß*)

Die riesige Begeisterung, die bei der Entdeckung des Erlebnisauffaßes in Lehrerkreisen aufgeflammt, ist merklich am Abkühlen. Zuviel hatte man von dem Emporkömmling erwartet; er sollte das Heil des Sprachunterrichtes auswirken. Und nun, da

die nüchternen Erfahrungstatsachen die schnöde Art klar zu Tage legen, wie er in Wirklichkeit die Rechtschreibung, Grammatik und Stilistik mißhandelt und selbst dem Leseunterricht zu nahe tritt, — lichten sich die Reihen seiner geschworenen An-

*) Im „Luzemburger Schulfreund“, Jahrg. 1924, begegnen wir einer Arbeit, die nicht ohne weiteres übersehen werden darf. Sie warnt vor der Ueberseitung des Erlebnisauffaßes, wenn dieser auch nicht vollständig abgelehnt wird. Wir möchten den Artikel als

Beitrag zur Diskussion aufgefaßt wissen. Vielleicht meldet sich ein ritterlicher Verteidiger des Erlebnisauffaßes, der auf Grund seiner Erfahrungen diese Bedenken als durchaus unbegründet hinzustellen in der Lage ist. D. Sch.

hänger. Ganz zu verwerfen ist er selbstverständlich nicht; das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten; er hat auch sein Gutes, wenn weises Maßhalten ihn beschränkt. Ohne diese kluge Zurückhaltung ist aber das frischfröhliche Drauflosproduzieren aus dem — winzigen — Schatz der Schülererlebnisse heraus, nicht nur unterrichtlich, sondern sogar sittlich nicht ohne Gefahren. Diese ethischen Bedenken seien in den folgenden Ausführungen in etwas helleres Licht gestellt!

Von vornherein frankt der Erlebnisaussatz an einem ganz erheblichen pädagogischen Mangel: er ist eine vom Durchschnitt einer Klasse, gar nicht zu reden von den ganz schwachen Nachzüglern, nicht lösbare Aufgabe, ein für die Allgemeinheit unerreichbares Ziel. Das Kind erfährt allerdings tagtäglich eine Fülle von Erlebnissen; aber es fehlt ihm doch, wenigstens bis zur Oberstufe, die Schärfe des Beobachtens, die logische Denkkraft des Verordnens, es fehlt vor allem die sprachliche Form, in die das Erlebte gefaßt werden soll, um es schriftlich als Ganzes wiederzugeben. Ganz zu schweigen von der jedem Menschen, auch dem Kinde, — und gerade jenen Kindern, die schon etwas von dem, was man gewöhnlich Persönlichkeit nennt, an sich haben, — eigenen scheuen Ver- schlossenheit, inneres und äußeres Erleben preiszugeben, auch und vielleicht gerade dem Lehrer. Vielleicht wendet man da ein: fehlt nicht auch manchen Schülern die Begabung zu andern Fächern, Rechnen, etwa; und doch muß in der Schule auch gerechnet werden. Freilich, aber dann erinnere man sich auch an die jahrelange, geduldige Anleitung, die in diesen Fächern dem Kinde zuteil wird. Welchem Lehrer siele es ein, den Schüler vor angewandte Aufgaben oder schwierige Operationen zu setzen mit dem Befehl: So, nun löse sie mir! Im Sprachunterricht geschieht das aber tatsächlich; man läßt sogar die Kinder sich das Thema selbst aus ihren Erlebnissen heraus bestimmen. Es gibt in jeder Klasse Schüler, die da in der Regel nichts zu schreiben wissen oder nichts Eigenes schreiben wollen. Seelisch reagieren die einen auf fortgesetzte Aufforderung zum Schreiben oder auf einfaches Mittun-Müssen mit einer gewissen Stumpfheit; sie schreiben der Form wegen ein paar belanglose Sätze und vertreiben sich die übrige Zeit, so gut es eben geht. Andere nehmen zu unredlichen Mitteln ihre Zuflucht: aus den Berichten der Banknachbarn setzen sie ein neues Erlebnis zusammen und geben das Plagiat als eigenes opus ab. Soll diese Art zu arbeiten, jahrelang Tag für Tag ausgeübt, auf den Charakter nicht absärben, soll sie unbedenklich sein? Das können sogar selbstblinde Optimisten nicht behaupten; selbst größere unterrichtliche Vorteile, wenn solche wirklich mit

einem derartigen Experiment verbunden wären, könnten diese ethischen Bedenken nicht aufwiegen.

Es ließe sich über die merkwürdige Arbeitsmethode beim Erlebnisaussatz noch manches sagen. Man denke sich sie nur auf irgend ein anderes Gebiet der Kunst oder auch nur des bloßen Kunsthandwerks übertragen. Welcher Meister möchte denn seine Anfänger vor einen Farbenkasten, ein Instrument oder einen Marmorbloc setzen mit dem Ansinnen: Nun male, vertone, forme, was du innerlich oder äußerlich siehst, hörst, erlebst. Diese erste Voraussetzung, das innere oder äußere Erlebnis, ist schon an sich recht fraglich und läßt sich durchaus nicht so ohne weiteres befehlen. Und dann: ist nicht die Sprache, auch wenn das Kind schon einigermaßen darüber verfügt, doch ein noch spröderes und feineres Material als Stein und Farbe, und verlangt sie nicht eine nur durch jahrelang fortgesetzte Anleitung allmählich zu erwerbende Meisterung, wie jede Kunst? Wer möchte manchem Kinde — und oft sind es gerade die tiefer veranlagten — es verargen, wenn es wenig Lust bekundet zu produzieren, da Stoff und Form bei dieser Art von Arbeit doch noch gar zu dürfstig sind? Erziehliche Rückwirkungen bleiben bei dieser Unlust gewiß nicht aus. — Wie fühlen wir Erwachsene uns gehemmt, wenn uns eine Arbeit zugemutet wird, zu der uns entweder die nötigen Voraussetzungen oder das geeignete Material oder die besten Werkzeuge fehlen! Es ist dies eine Verlastungsprobe, die nur die Wagemutigen und zäh Ausdauernden bestehen. Wir fühlen immer wieder das Unzulängliche, Hemmende heraus und brauchen unverhältnismäßig viel Zeit und Kraft, die zu Besserem verwendet werden könnten. Beim freien Aussatzschreiben wird sich das Kind dieser Hemmungen als solcher zwar nicht klar bewußt, aber nichtsdestoweniger bestehen sie. Seine Freude an einem fehlerlosen, gut vorbereiteten Aussatz ist ungetrübt als an einem mit unzähligen Schreibfehlern gespickten Produkt eigener Leistung. So denken die einsichtigeren Schüler; andere schauen aus selbstbewußteren Augen; die halten ihre kleinen Schriftstellereien für etwas sehr Bedeutendes, hören aus dem Lob, mit dem der gutmütig aufmunternde Lehrer zu ihren guten Einfällen nicht langt, etwas ganz Großes heraus und messen ihrer Arbeit einen Wert bei, der ihr gar nicht zukommt. Wie bedeutungslos an sich diese kindlichen Erlebnisse sind, wie dürfstig die Form, wie ungenügend die Rechtschreibung, kommt ihnen gar nicht zum Bewußtsein.

Und hier liegt ein sehr ernstes Bedenken, das nicht ohne weiteres abgewiesen werden darf: das Hauptübel wird nicht die verborgene Rechtschreibung sein, sondern die sittliche Gewohnheit, ohne geistige Kontrolle, ohne kritisches, abwägendes

Denken zu schreiben. Das bringt man später aus dem Kinde nicht mehr heraus, das wächst mit dem Menschen. Und dabei geht etwas sehr Großes und sehr Feines zugrunde: die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort. Unsere Zeit hat aber wahrhaftig an Ehrfurcht, einerlei welcher Art, nicht mehr viel zu verlieren. Reich aber ist sie an Oberflächlichkeit und verantwortungslosem Schwätzertum. Aufgabe der Schule wäre es jedenfalls, das Kind anzuleiten, daß es die Dinge beobachte, nicht wie es ihm gefällt, um auf seine eigenwillige Art seine sogenannten Erlebnisse niederzuschreiben; es soll durch Übung und unter Kontrolle beobachten lernen. Der Schüler soll sodann auch nicht immer reden, wie Unreife es tun, er soll die Sprache der Erwachsenen, die Sprache seines Volkes lernen, und die Denkgesetze, die die Sprache gestalten. Er kann nicht bei der Bubensprache — die braucht er beim Erlebnisaufschlag — stehen bleiben, sonst bleibt er im Kindischen stecken, wie sehr er vielleicht selbst, und so manche unvernünftigen Eltern dazu, dieses auch anstaunen und bewundern mögen. Vom klaren Eindruck durch viel Übung hindurch zum klaren, wahrheitsgetreuen Ausdruck — das ist der Weg, den namentlich heutzutage die Schule gehen sollte. Schriftstellerische Impressionisten brauchen wir nicht heranzubilden. Sonst züchten wir eine jugendliche Fixigkeit, eine Naseweisheit, die mit den Kindern großwächst und, ausgewachsen, jedenfalls keine erfreuliche Kulturerscheinung sein wird. Die Erziehung zur Hemmungslosigkeit im schriftlichen Ausdruck geht mit der sittlichen Schrankenlosigkeit übrigens denselben Schritt.

Noch eines ist bei zu üppiger Pflege des Erlebnisaufschlages zu befürchten: bei den zu produktivem Schreiben wirklich Befähigten liegt die Gefahr einer Überwucherung der Phantasie und Überempfindsamkeit in der Einstellung zum äußeren und innern Geschehen nahe. Dann kommt es zu den — in diesem Falle geschriebenen — Lügen, die Förster „die phantastischen“ nennt. Die Sucht, um jeden Preis etwas zu erleben und schriftlich niederlegen zu können, läßt bald ein ruhiges, objektives Schauen und Beobachten nicht mehr zu. Das Schlimmste ist dabei, daß das Kind sich seiner Übertreibungen und offensbaren Lügen, und noch weniger des unschönen Beweggrundes dazu: seiner überhebenden Selbstgefälligkeit, gar nicht mehr bewußt wird. Törichter noch ist es, wenn die Schule ihm gar für solche Dichtungen noch Lob spendet, während schlichte, gerade Kinder, die solche Phantastereien nicht schreiben mögen, dabei in den Schatten gestellt werden.

Es gibt nichts Traurigeres als blaßierte Kinder. Zu vieles Erlebnisaufschreiben macht die Kinder blaß. Es entwickelt sich in ihnen eine gewisse Selbstgenügsamkeit und Überhebung, die

in der grundfalschen Auffassung und Wertung des eigenen Könnens wurzelt. Flotte impressionistische Darsteller sind noch längst nicht die allseitig und gründlichst Begabtesten, noch auch die besten Denker. Gewiß soll jeder kindliche Versuch ermutigt werden; aber ebenso achtsam ist die Klippe zu umgehen, aus den kindlichen Arbeiten Wunderwerke zu machen; das Kind muß sich bewußt bleiben, wie viel selbst bei guten Leistungen ihm noch zu erarbeiten bleibt.

Die Erlebnisaussäße nennt man auch Ichausfälle. Und die Gefahr liegt nur zu nahe, daß die redseligen Erlebniserzähler zu öden Ichmenschen großwachsen. Vorläufig sind es jene, dem ernsten, unparteiischen Beobachter unausstehlich lästigen, vorlauten Kinder, die den Erwachsenen immer wieder in die Rede fallen, da sie alles besser wissen, alles anders gesehen, gehört, erlebt haben, und ihre Art selbstverständlich die beste, jedenfalls die originellste ist. Muß das Kind denn auch noch in der Schule — das Haus sorgt von selbst schon reichlich dafür — systematisch angeleitet werden, sich zum Mittelpunkt alles Geschehens zu machen, seinem Erleben nachzulauschen, es zu zerplücken und eingehend zu schildern? Muß jedes Aufsatthema das Wörtchen „ich“ als Ausgangspunkt haben? Wie ich, warum ich, ob ich usw.? In einer übrigens sehr reisen und ernsten Abhandlung über den freien Aufschlag ist folgende Stelle auffallend: „Immer wieder wiederhole ich den Kindern die Anleitung: „Schauen, schauen, in sich hinein hören!“ Ob das erziehlich gar so notwendig ist? Warum nicht lieber das ohnehin reichlich mit sich selbst beschäftigte Kind liebevoll anleiten, sein Schauen und Lauschen einmal recht sein und nachdenklich auf fremdes Leben zu richten, um dies zu verstehen und sich selbst vergessen zu lernen, und so aus sich heraus- und über sich hinauszuwachsen? Auch da gäbe es schöne Beobachtungen und Erlebnisse, z. B.: Wie sich der Vater den Tag über müde macht. — Was die Mutter alles zu denken hat. — Warum Großmutter ruhen darf. — Was unsern Karo plagt, usw.

Zum Schluß noch ein ethisches Bedenken in bezug auf den Lehrer selbst, der dem produktiven Schaffen im deutschen Unterricht allzuviel Wert beimisst. Einer ersten Täuschung gibt er sich hin, wenn er glaubt, seine Schüler durch die Erlebnisaussäße besser kennenzulernen. Das Kind ist nicht das, was es schreibt, ja, es empfindet und erlebt nicht einmal, was und wie es schreibt. Dazu ist seine Beobachtung zu unvollkommen, seine Sprache zu arm, die Darstellung zu ungeschickt. Und dann ist die Seele des Kindes eine so unergründliche Tiefe, daß ihm, selbst wenn es sich offensbaren wollte — und das wollen die Kinder längst nicht alle und nicht immer — dies mit seinen naiven Ausdrucksmöglich-

keiten schwer genug sein dürfte. — Selbstdäuschung des Lehrers liegt sodann sehr nahe, Ueberschätzung der Leistungen sowohl als des Erfolges, und eine ungesunde Unraut und Sucht nach Originellem, immer Neuem. Es entsteht die Gefahr, über die einfachen Verhältnisse der Elementarschule hinaus lehren zu wollen; fast möchte sich der Lehrer des Kleinlichen, Alltäglichen und „Pedantischen“ seines Amtes schämen, er leidet unter der „Oede“ der Lesezettel, dem „geistötenden“ Korrigieren einer gleichartigen Klassenarbeit! Sollen die Kinder schöpferisch tätig sein, so muß es selbstredend der Lehrer in allererster Linie und natürlich in ausge-

dehterem Maßstab auch sein — da stehen wir schon an der Grenzmark, wo jenseits die Geniesucht und der Persönlichkeitkult des Lehrers warten. Schade ist es beim Ueberschreiten dieser Scheide- linie um den Verlust der ruhigen, bessinnlichen Arbeit am Kind, die früher in der „alten“ Schule gepflegt wurde, die trotz aller Ansechtungen und Verkleinerungen durch Uebermoderne, in geduldiger Ausdauer gute und gediogene Ergebnisse aufwies, und zu der doch immer noch Einsichtige in vielen Stücken allmählich stillschweigend zurückkehrten.

Schulnachrichten

Luzern. Erziehungsrätsliche Konferenzaufta-
ben: 1. Die Verfassungskunde an der
obern Primarschule und an der Sekundarschule,
speziell auch im Lichte der Forderungen des staats-
bürgerlichen Unterrichtes.

2. Die Beschaffung von Anschauungs-
material für den Unterricht auf praktische und
billige Art, in Befolgung der Forderungen der
Arbeitsschule.

Luzern. Der Verein für Knabenhandarbeit und Schulreform wird im Laufe des Monats Mai in verdankenswerter Weise einen Sand-
kastenkurs abhalten lassen. Dieser Kurs wird
ämterweise durchgeführt werden und je ei-
nen Tag dauern. Die näheren Bekanntmachun-
gen erfolgen in einer späteren Nummer der
„Schweizer-Schule“.

Zweck dieser Zeilen ist, alle Kolleginnen und Kollegen, die Unterricht in Heimatkunde oder Geographie erteilen, zu bitten, diese günstige Gelegen-
heit, die Sandkastentechnik kennenzulernen, nicht unbenutzt vorbeizugehen zu lassen.

An den eintägigen Kursen zur Einführung ins Geographielehrmittel war es begreiflicherweise unmöglich, noch Zeit für verschiedene Demonstra-
tionen am Sandkasten zu erübrigen.

Ohne ausgiebige Benützung des Sandkastens aber kann der Unterricht nach dem neuen Lehr-
mittel nicht wirklich interessant und erfolgreich ge-
staltet werden. Das ist auch die Ansicht aller Lehrpersonen, die keine Mühe scheut, den Geist des Lehrmittels zu erfassen und durch Erteilung eines neuzeitlich orientierten Geographieunterrichtes in die Tat umzusetzen. Nicht weniger notwen-
dig sind aber die Sandkastenarbeiten auch bei der Erteilung einer dem Geographieunterricht vorar-
beitenden, wirklich grundlegenden Heimatkunde.

Es gibt, wie bei andern Gelegenheiten schon wiederholt bemerkt, tatsächlich eine unbegrenzte Zahl von Erscheinungen und Verhältnissen aus der Heimatkunde und aus der Geographie, die im Sandkasten vorgezeigt werden sollten, hande-
le es sich um die Veranschaulichung von Einzelbegrif-
fen, wie Quelle, Erosion, Schwemmland, Wild-
bach, Schuttkegel, Gletscher, Quellgebiete, Wasser-

scheide, Zertalung von Berg- und Gebirgsmassi-
ven, Pässe, Bahnanlagen, Brücken, typische Fluß-,
Berg- und Landschaftsformen, Eigenarten der
Siedelungen, des Verkehrs etc. oder um die Dar-
stellung kleinerer oder größerer Ausschnitte aus
der Landschaft. Der Sandkasten ist das methodisch
notwendige Bindeglied zwischen Natur und
Karte, zwischen Wirklichkeit und Symbol. Man
kann in ihm nicht nur zeigen, wie etwas ist, son-
dern auch, wie etwas geworden ist, man kann
die gewünschte Darstellung vor den Augen der
Schüler nach und nach lösen und erstehen, man
kann die Schüler mitarbeiten und manche Auf-
gabe von ihnen selbständig lösen lassen. Was
die Schüler im Sandkasten denkend und verglei-
chend oder gar selbständig darstellend veranschau-
licht sehen, ist erfolgreichster Erlebnisunterricht.

So mögen denn recht viele Kolleginnen und Kollegen den Sandkastenkurs ihres Amtes mit-
machen, und mögen die Früchte dieses Kurses sich
in jeder Schule auswirken durch Beschaffung eines
Sandkastens und in der ausgiebigen Auswertung
seiner Verwendungsmöglichkeiten. Ad. J.

Appenzell. Rh. T. Die zweite Winter-
konferenz führte Lehrer und Lehrerinnen im Mäd-
chenschulhause zu Appenzell am 27. Februar zu
einer Vollversammlung zusammen. Das
Referat behandelte formschön und praktisch „Das
Sprichwort in der Schule“ und vermochte
wirklich davon zu überzeugen, welcher Goldschatz
im Sprichwortbesitz geborgen liegt und wie dieser
Schatz zum Teil schon auf der Primarschulstufe ge-
hoben und gepflegt werden kann. Zweites Tra-
tandum, das immer hohem Interesse begegnet, war
die Vorlage der Lehrer-Alterskassa-
Rechnung. Das Institut hat mit 4500 Franken
Vorschlag auch im verflossenen Jahre relativ wie-
der ein hübsches Bene gemacht. Zu diesem Re-
sultate hat natürlich der von 60 auf 100 Franken
erhöhte Personalbeitrag wesentlich beigetragen.
Das Vermögen steht nun mit 88,345 Franken zu
Buch und ist ganz bei der Kantonalbank von In-
nerrhoden angelegt. Von den beiden Pensionären
ist der eine im Laufe des Jahres verstorben, und